

Rosa grast am Pannenstreifen, Peter Weingartner

Rede von Verena Stettler an der Vernissage vom 23.4.2015

Liebe Anwesende

„Rosa grast am Pannenstreifen“ ist ein ausserordentliches Buch, einzigartig in der Mischung von genau beobachteter Provinzialität und Welthaltigkeit, innerhalb des Schreibens von Peter Weingartner fällt es aber bei aller Originalität überhaupt nicht aus dem Rahmen. Schon in seiner letzten Publikation bei uns, dem Erzählband „Der Lichtermann“ porträtierte er eine Reihe von verschrobenen Personen, diesmal konzentriert er sich auf einen einzigen Protagonisten, eine dieser verzweifelt komischen Weingartner'schen Figuren: Alle 24 Episoden dieses Textes kreisen um Amstutz Konrad, einen Kleinbauern.

Wir wissen natürlich genau, was ein Bauer ist, der Literatur sei Dank. Gotthelf hat dafür vor etwa 180 Jahren kraftvolle Bilder geschaffen, die unsere Vorstellungen bis heute prägen: behäbige Bauernhäuser neben verschuldeten Anwesen, kernige Menschen, deren Leben Arbeit ist, die eingebunden in den Rhythmus der Jahreszeiten die Erde bebauen, holzschnittartige Figuren, die sich mit den ewigen Fragen des Lebens wie Verblendung, Habsucht, Willensschwäche, Verführbarkeit plagen, wo sich aber Gut und Böse zweifelsfrei festlegen lassen und der richtige Weg sich durch Bescheidenheit, Bodenständigkeit und Glauben erschliesst. Das Hohelied des Emmentals hat hierzulande in den Fünfzigerjahren in Filmen seinen Niederschlag mit populären Schweizer Stars gefunden und mit den Inszenierungen von Franz Schnyder unsere Bilderwelt verfestigt. Ja, mit dem Bauernstand verbinden sich unweigerlich Vorstellungen von Traditionsverbundenheit, Verhaftung mit der Scholle und Heimatliebe. Und dies Jahrzehnte nach dem Landgeist, in einer Zeit, wo sich unser Land fast vollständig zur Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft entwickelt hat und gerade noch etwa drei Prozent der Bevölkerung mit Landwirtschaft ihren Lebensunterhalt bestreiten.

Natürlich kann die urchige Bauernwelt nur, weil eben die heutige Schweiz so urbanisiert oder agglomeriert ist, zum Sehnsuchtsbild von Echtheit, ja von Heimat als solcher werden – ein Klischee, dessen Ursprünge bis in die Romantik zurückgehen und das sich mittlerweile zum Gemeinplatz gemausert hat.

Vor dem Hintergrund solcher Vorstellungen gewinnt Konrad Amstutz einen eigenen Reiz. Natürlich lebt er nicht im mythischen Emmental, sondern man müsste die Gemeinden Kecktobel und Froberg eher weiter östlich ins Luzernische verlegen. Natürlich stehen hier beim Landleben nicht alte Traditionen im Vordergrund, sondern wir befinden uns realistisch in heutigen Zeiten, wo Computer eine Selbstverständlichkeit sind, Zuzüger im Gemeinderat sitzen und die Dorffrauen als Fitnessprogramm mit Walking Sticks über die Feldwege wandern. Wir sind meilenweit von den erwähnten Klischeebildern entfernt, und wenn für dieses Buch ursprünglich einmal als Untertitel „Heimatroman“ zur Diskussion gestanden ist, war das natürlich ironisch gemeint. Die pathetische „Heimat“ ist zum konkreten, eng begrenzten „Heimet“ geschrumpft, der kleinen Liegenschaft Oberschwändi, wo Konrad Amstutz wohnt.

Amstutz ist also Bauer – allerdings nicht von der hablichen Sorte, sondern, wie er selber sagt, ein „Munzibauer“, der Landwirtschaft in der rudimentärsten Form betreibt. Zudem hat er seinerzeit einen handwerklichen Beruf lernen müssen, Flachmaler, in dem er sich aber nicht bewährte. In seinem Stall steht eine einzige Kuh, die Titel gebende Rosa, ausserdem begleitet ihn sein Hund Bären, und eine

namenlose Katze treibt sich ebenfalls auf dem Anwesen herum. Das Land möchte er am liebsten an seine Nachbarn verpachten, wenn man sich denn handelseinig würde. Nichts, aber auch gar nichts von wohlverdienter Behäbigkeit, einem Reichtum, der im Schweisse des Angesichts erarbeitet wurde und sich in Medaillen an den Ställen, Geranienpracht vor den Fenstern, dörflichem Ansehen und vielleicht gar einem Amt in der Gemeinde manifestiert. Diese Welt des umsichtigen Schaffens, eines währschaften gesunden Menschenverstands und der mit Nachdruck verkündeten gängigen Meinungen ist in Peter Weingartners Text ebenfalls vertreten: in der Dorfgemeinschaft, wo sich Pöstler, Maler, Viehhändler und Bauer am Stammtisch im „Ochsen“ treffen und den neusten Klatsch austauschen. Konrad Amstutz hingegen grenzt sich davon ab, setzt andere Prioritäten. Als Eigenbrötler meidet er solche Tafelrunden, erledigt im Dorf ab und zu seine Besorgungen und taucht gerade mal an Gemeindeversammlungen auf, wo er zum Ärger der einen, zum Gaudi der andern seine Voten vorbringt. Er hat sich nämlich einer einzigen Passion hingegeben, mit der er blankes Unverständnis erntet: dem Denken und Schreiben. Anstatt den ganzen Tag tüchtig zu werken, sinniert er vor sich hin, spinnt seine Gedanken, formuliert, redigiert, streicht, tippt auf dem Computer ab, leistet sichtlich geistige Schwerarbeit. Sein Thema ist eben nicht gerade bescheiden: Er versucht nichts Geringeres, als ein neues Weltgesetz in Worte zu fassen und mit seinem Werk die widerstrebenden, kopfschüttelnden Mitmenschen darüber aufzuklären, wie eine bessere und gerechtere Ordnung sein müsste. Der Mann hat eine echte Berufung.

Es geht Ihnen wohl wie mir: Der Kontrast zwischen der kargen Realität, den engen Verhältnissen einerseits und dem hochgesteckten Ziel, dem Anspruch auf Allgemeingültigkeit andererseits entlockt einem unwillkürlich ein Schmunzeln. Damit wären wir bei einem zentralen Aspekt dieses Textes angelangt: dem Humor. Indem Peter Weingartner in seinem „Heimatroman“ den Amstutz Konrad bei jeder Gelegenheit philosophieren lässt, läuft nicht nur das Klischee des Urchigen ins Leere, sondern es bieten sich auch unzählige Gelegenheiten, Tätigkeiten des bäuerlichen Alltags als Metaphern für den Denk- und Schreibprozess zu verwenden – entgegen unsern Gewohnheiten, welche Intellektualität eben gerade nicht im Bauernstand verorten, wie wenn es z. B. einen Ulrich Bräker mit seinem „armen Mann im Tockenburg“ nie gegeben hätte. Wenn Konrad – wie im Text auf der Umschlagrückseite zitiert – „ein Maizena der Feinstofflichkeit“ wünscht, das „die Gedanken verdichten“ sollte, oder eine Analogie zwischen der Tätigkeit des Holzwurms im Tisch mit dem ständigen Grübeln und Bohren in seinem Kopf sieht, äussert sich in diesen Formulierungen ein hintersinniger Witz. Einerseits reizt die leise Ironie darin zum Lachen, andererseits haben sie auch eine nachdenkliche Komponente. Ist denn nicht jegliches Denken mit unserer Lebensrealität und unseren Erfahrungen verknüpft? Und können wir vielleicht auch darum diesen Konrad trotz seiner zum Teil abstrusen Ideen so gut verstehen? Ist es nur einfach ungewohnt, dass sich Gedanken mit einem Anspruch auf Welthaltigkeit im kleinbäuerlichen Milieu ansiedeln, anstatt sich hochtrabend in einen universitären Diskurs zu kleiden oder sich ein gepflegt literarisches Umfeld zu suchen? Weingartners Humor hat also keineswegs nur seinen Protagonisten im Visier, sondern mindestens ebenso sehr unsere Vorstellungen und Leseerwartungen sowie das, was wir als Normalität akzeptieren. Sehr viel Komik entsteht aus dem Zusammenprall von Konrads eigentümlicher Logik, die nicht einfach als abwegig abklassiert werden kann, mit den Gepflogenheiten unserer Alltagswelt. Schliesslich nimmt Peter Weingartner sogar sein eigenes Metier als Autor aufs Korn: Konrads plastisch beschriebene Nöte beim Schreiben, beim mühsamen Suchen nach dem treffenden Gedanken und dem richtigen Wort, sind wohl allen bekannt, die einmal zur Feder gegriffen haben. Diese Ambivalenz zwischen Ernst und Unernst, Absurdität und Tiefsinn, Banalem und Abgründigem prägt bei „Rosa grast am Pannestreifen“ den witzigen Grundton und macht sie zum Lesevergnügen.

Ausschliesslich lustig ist aber „Rosa grast am Pannestreifen“ wie gesagt nicht: Ohne eine kräftige Prise Salz fehlt einem wirklich komischen Werk die Würze, dem Humor die Bodenlosigkeit. Die Schattenseiten tauchen bereits im Titel mit seinem symptomatischen „Pannestreifen“ auf, den man auch metaphorisch nehmen kann, sie werden dann im Untertitel „Ein Blues in 24 Takten“ explizit erwähnt und geben bei

allen Episoden den dunklen Hintergrund. Einfach ist es wahrlich nicht, ein Aussenseiter und Sonderling zu sein, als Spinner zu gelten, im Dorfleben, wo alle einander kennen, keine Geborgenheit, sondern fehlende Privatheit zu finden, und trotz der Freundschaft mit dem Gemeindepräsidenten, der ihm grundsätzlich die Stange hält, mit seinen Ideen auf Spott und Ablehnung zu stossen. Wen wundert, dass Amstutz beim andern Geschlecht kaum Chancen hat und mit seinen Sehnsüchten allein bleibt, er ist ja auch schüchtern und seine Art der Brautwerbung alles andere als geschickt. Bei allem Schmunzeln über Konrads Einfälle wird dieser aber nie zur billigen Witzfigur, dafür kommt er uns zu nahe mit seiner Einsamkeit und seiner Verletzlichkeit, die der Autor uns in Innenschau vermittelt. Wir sehen die Welt mit Konrads Augen, fühlen seine Verzweiflung und Wut und begleiten ihn zum Beispiel auch mal auf den Bürgerstock, wo er am Abgrund über Selbstmord sinniert.

Trotzdem: Seine Stimmung mag melancholisch sein. genau so unübersehbar ist Konrad Amstutz aber auch ein Rebell. Er eckt überall an, besonders bei Autoritäten – zur Freude der widerborstigen Seite in uns allen. Weder der Pfarrer noch das Militär noch gewisse Politiker kommen klar mit seinem eigenwilligen, oft auch aufmüpfigen Gebaren – eine löbliche Ausnahme bildet sein Freund, der Gemeindepräsident Fritz Andergassen. Amstutz versagt sich den üblichen Erwartungen – wie andere Taugenichtse, Schelmen und Aussteigerfiguren der Literatur –, er passt sich nicht ein in die Gesellschaftsordnung, mit der es seiner Meinung nach nicht zum besten steht. Ja, Konrad Amstutz sieht allenthalben Ungleichheit und Ungereimtheiten und wünscht sich eine bessere, gerechtere Welt, er möchte der Menschheit mit seinem Werk Wege zu dieser Utopie weisen. Seine Isolation als Welterklärer ist daher eigentlich nicht selbst gewählt, sein Schreiben nicht Selbstzweck, keine Methode, sich in seinen Gedankenkokon einzuspinnen und abzukapseln. Im Gegenteil: Er versucht mit seinen Ideen die Leute zu missionieren und setzt alles auf die Karte der Weltverbesserung, die in seinen Augen oberste Priorität hat. Als Bauer ist ihm dieser radikal individuelle Weg bis zu einem gewissen Grad auch möglich, hier erweist sich der Beruf, den ihm sein Autor zgedacht hat, als sehr stimmig: Unabhängig, autark, und sein eigener Herr und Meister ist er es gewohnt, seine eigene Welt zu gestalten und zu verwalten – und sei sie auch noch so klein. Sein Scheitern ist jedoch vorprogrammiert und wie bei jedem Don Quijote komisch und tragisch zugleich, ein Bild für die grundsätzliche Vergeblichkeit unseres Strebens. Es ist Peter Weingartners Stärke, diese Einsicht mit einem Lächeln spürbar zu machen. In diesem Sinne wünsche ich Ihnen bei der Lesung viel Vergnügen.